

(Nachdruck verboten.)

110]

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Aber vor allem hatte Lucas den Triumph der erlösenden, schaffenden und ordnenden Arbeit erleben dürfen. Vom ersten Tage ab war sein Ziel das Verschwinden, der Tod des ungerechten Lohnsklaventums gewesen, der Quelle des Elends und der Leiden, der verrotteten Unterlage des alien socialen Baues, der in allen Fugen krachte. Und an dessen Stelle wollte er das andre setzen, die Neuordnung der Arbeit, die die gerechte Verteilung der Güter im Gefolge haben sollte. Aber welchen langen Weg hatte er zurücklegen müssen, ehe der hochfliegende Wunsch zur Wirklichkeit ward, ehe diese von ihm gegründete glückliche Stadt erstand! Auch hier hatte die Reform an Fouriers Gedanken angeknüpft: Association der Arbeiter, wechselnde, kurz dauernde, angenehme Verrichtung, natürlich sich bildende Gruppen, die sich voneinander sonderten, um sich zu vereinigen, die sich in einem unablässigen Spiel freier Kräfte gegenseitig durchdrangen, welches das Leben selber ist. Die ganze anarchische Kommune liegt als Embryo in Fourier, denn er, der die gewaltsame Revolution verwarf, der damit begann, die Räder der vorhandenen Gesellschaft zu benutzen, hatte kein andres Ziel, kein andres Ideal, als die Zerstörung dieser Gesellschaft. Lange Zeit hatte also in den Werkstätten der Erziehung der Lohnarbeiter noch leiden und dulden müssen, während er die Uebergangsstadien der Association durchmachte, die Teilung der Gewinne, den vorbestimmten kleinen Anteil am gemeinsamen Ertrag. Dann hatte er allmählich den Zustand erreicht, der auch die Kollektivisten befriedigte, als ihre Theorie durch ein geregeltes System von Arbeitsgutscheinen in die Wirklichkeit übersetzt worden war. Allein dies war immer nur noch ein verwässertes, verkleidetes Lohnarbeitertum, das unter dieser Maske beharrlich weiterlebte. Und erst die anarchische Kommune hatte es in einem letzten Schritt vorwärts ganz zerstört, als das Reich der vollkommenen Freiheit und Gerechtigkeit, der allgemeinen Eintracht und Liebe endlich errichtet war. Keinerlei Autorität bestand mehr, die neue Gesellschaftsordnung gründete sich einzig auf die Arbeit, die allen zur Notwendigkeit, die zum Gesetz und zum Kultus geworden war. Sie wurde in einer unendlichen Zahl von Gruppen ausgeübt, die von den alten Gruppen der Bauhandwerker, der Bekleidungsindustrie, der Metallindustrie, der Fabrikarbeiter einerseits, der Bodenbauer andererseits ausgegangen waren, die sich aber unaufhörlich teilten, vermehrten, neuordneten und einander durchwirkten, so daß sie sich allen individuellen Wünschen und allen Bedürfnissen der Allgemeinheit anpaßten. Keinerlei Hemmnisse schränkte die Entfaltung des Einzelnen ein, jeder Bürger vervollkommnete sich nach seinem Gefallen in seiner pflichtgemäßen Arbeit, schloß sich so vielen Gruppen an als er wollte, ging von der Bebanung der Erde zur Fabrikarbeit über, widmete seine Stunden der Beschäftigung, zu der ihn seine Fähigkeit und sein Geschmaç hinzog. Es gab keinen Klassenkampf mehr, da es nur noch eine einzige Klasse gab, ein einziges Volk von Arbeitern, die alle gleich reich und gleich glücklich waren, die denselben Unterricht und dieselbe Erziehung genossen hatten, die sich in ihrer Kleidung, in ihrer Häuslichkeit, in ihren Lebensgewohnheiten durch nichts von einander unterschieden. Und die Arbeit war ihre Königin, ihr Führer, ihr einziger Herr und einziger Gott; denn sie hatte die Menschheit erlöst, als sie nahe daran war, an der Uüge, an der Ungerechtigkeit zu sterben, und hatte sie der Lebenskraft und der Lebensfreude, der Liebe und der Schönheit wieder gegeben.

Wie innig freute sich Lucas, wenn der Morgenwind ihm das Lachen und Singen zutrug, deren frohe Töne ohne Unterlaß seiner Stadt entstiegen! Wie angenehm war jetzt die Arbeit, wie leicht und köstlich! Sie dauerte bloß einige Stunden täglich und bestand nur noch in der Ueberwachung der mächtigen, wunderbar konstruierten Maschinen, die Hände und Füße hatten wie einst die Arbeitsklaven. Sie verjagten Berge, und sie formten die kleinsten Gegenstände mit un-

endlicher Sorgfalt. Sie bewegten sich dahin und dorthin, dem kleinsten Wink gehorchend, gleich vernunftbegabten Wesen, die aber weder Ermüdung noch Schmerzen kannten. Darf ihnen hatte der Mensch die Natur besiegt, sie zu seinem Nutzobjekt, seinem Paradies gemacht. Und mit welchen Reichtümern überhäufte sie ihn, mit immer wachsendem Ueberfluß von Blumen und Bodenfrüchten, mit immer größerem Luxus an Gebrauchs- und Kunstgegenständen, so daß jeder Arbeiter viel mehr als er bedurfte von allen Gütern der Welt zur Verfügung hatte und wie ein Fürst von seiner leichten, wenige Stunden währenden Arbeit lebte — er, den einst der Hunger gewürgt hatte, nachdem er in zehnstündiger entsetzlicher Mühsal an seine Galeere geschmiedet gewesen war! Und welch' wunderbaren Ausschlag hatte diese verringerte, leicht gewordene Arbeit den Wissenschaften, den Künsten verliehen, indem sie das Gebiet der geistigen Thätigkeit allen öffnete, indem sie so viele Stunden von niedrigen, groben Verrichtungen befreite! In den Laboratorien, die jedermann für Experimente offen standen, verging fast keine Woche, ohne daß eine wertvolle Entdeckung gemacht worden wäre. Das geistige Niveau des ganzen Volkes hob sich mächtig, seitdem jeder Einzelne zur Erkennung und Feststellung der Wahrheit angeleitet wurde; die hohen Intelligenzen hörten auf, die Ausnahme zu sein, und die schöpferischen Genies erwuchsen in Menge.

Schon hatte die Chemie die Ernährungsart umgestaltet. Die Erde hätte weder Getreide, noch Oliven, noch Weintrauben hervorbringen brauchen, die Laboratorien hätten doch genug Brot, Öl und Wein herstellen können, um die ganze Stadt damit zu versorgen. In der Physik und besonders auf dem Gebiete der Elektrizität fuhren die Erfindungen fort, die Grenzen des Möglichen hinauszuschieben, verliehen den Menschen die Allmacht von Göttern, die alles wissen, alles sehen, alles können. Und ebenso reich entwickelten sich die Künste, die Schönheit war ins Unendliche vermehrt und erweitert, war ein unermesslicher Blumengarten geworden, in welchem sich alle Menschen blühenden Schmuck und herrliche Düfte holen konnten. Es gab keinen noch so einfachen Gegenstand, kein Stück des Hausrats oder des gewöhnlichen Gebrauchs, das die Kunst nicht in anmutigen Linien und erquickenden Farben hergestellt hätte. Lange hatte mit seinen Fayencen, seinen glasierten Ziegeln und polychromen Friesen als erster das tägliche Leben der Menge verschönert, und nun erhoben sich Legionen von Künstlern, jeder Arbeiter wurde zum Künstler, die Hervorbringungen eines jeden Handwerks waren durchleuchtet von ursprünglicher Schönheit, von der großen, einfachen Schönheit des bewußt von innen heraus geschaffenen, seiner Bestimmung angeformten Werkes. Und nicht minder reich als die bildenden blühten die andren Künste auf, denn die Volksseele lebte in allen Seelen, alle Seiten des Lebens konnten sich frei entfalten, die Leidenschaften waren aller Fesseln entledigt, alle Liebe wurde gegeben und empfangen. Von dieser schrankenlosen Liebe durchdrungen und befeuert, wurde die Musik zum eigensten Ausdrucksmittel der Empfindungen des Volkes, die Musiker schufen für das Volk aus dem Volke geschöpfte herrliche Gesänge und Melodien, die mit reinem Wohlklang die Theater, die Werkstätten, die Häuser, die Straßen erfüllten. Die Architekten bauten für das Volk weite, prächtige Paläste, die nach seinem Vorbilde geschaffen waren, in ihrer Mächtigkeit und Majestät einheitlich und doch vielgestaltig wie die Menge, mit all den köstlichen Phantasielaunen der Tausende von Individualitäten, die sie umfaßte. Die Bildhauer bevölkerten mit lebenatmenden Bronze- und Marmorplastiken die Gärten und Museen, die Maler schmückten mit Szenen aus der täglichen Wirklichkeit die öffentlichen Gebäude, die Bahnhöfe, die Arbeitshallen, die Bibliotheken, die Theater, die Räume der Wissenschaft und der allgemeinen Belustigungen. Und vor allem gaben die Schriftsteller diesem unzählbaren Volke, der ganzen Nation, die ihren Leserkreis bildete, starke, machtvolle, große Werke, aus der Gesamtheit entstammt und für sie geschrieben. Das Genie, der höchste Ausdruck der geistigen Potenz einer Generation, verbreiterte sich in dem Maße, als die Generation durch Freiheit und Wahrheit immer mehr Geisteskräfte gewann. Nie hatte sich das Genie in solcher Herrlichkeit entwickelt. Nicht mehr wurde in Treibhausatmosphäre die

tropische Pflanze einer engbegrenzten, aristokratischen Literatur gezüchtet; aus dem freien gesunden Boden der ganzen Menschheit erblühten Poesien, in denen das Leben aller erhöhten, verschönten Ausdruck fand, die alle hatten mit ihrem Blute schaffen geholfen, und die wieder zu den Herzen aller drangen.

Mit freudig heiterer Seele, ohne Sorge für die Zukunft, sah Lucas seine Stadt immer noch wachsen, wie ein schönes, kraftvolles, ewig junges Wesen. Von der Schlucht von Brian, zwischen den Hängen der Monts Bleues hatte sie ihren Ausgang genommen und erstreckte sich nun immer weiter in die Ebene der Roumagne hinein. In schönen Tagen schimmerten ihre weißen Häuser durch die Bäume, ohne daß der geringste Rauch die Reinheit der Luft trübte: es gab keine Schornsteine mehr, die Elektrizität hatte überall das Heizen mit Kohle oder Holz überflüssig gemacht. Der weite blaue Himmel wölbte sich glatt und in makellosem, seidigem Glanze über der Stadt, die immer neu und in glänzender Frische dalag, von Winden durchweht, die kein Ruchstäubchen mit sich führten. Und überall, in den Häusern, den öffentlichen Gebäuden, auf den Straßen und Plätzen rauschte das Wasser, das kristallklare Quellwasser, dessen Frische und Reinheit die Menschen gesund und fröhlich machte. Die Bevölkerung vermehrte sich immerzu, neue Häuser wurden gebaut, neue Gärten entstanden. Ein glückliches, freies, brüderliches Volk übt eine mächtige Anziehung aus, so daß alle nachbarlichen Völker widerstandslos zu ihm hingetragen werden. Die kleinen Städte der Umgebung, Saint-Eron, Formeries, Magnolles, hatten dem Beispiel Beauclairs folgen müssen, hatten sich allmählich gruppiert, associiert, und waren schließlich einer Erweiterung der Mutterstadt geworden. Der Erfolg der auf einem kleinen Gebiete durchgeführten Reform reichte hin, um Schritt für Schritt den Bezirk, die Provinz, das ganze Land zu gewinnen. Die verwirklichte allgemeine Wohlfahrt hat unübersehbare Kraft, nichts kann ihren Fortschritt aufhalten, wenn die Menschen sie erst erkannt haben und den Weg zu ihr offen sehen. Alle menschlichen Kämpfe sind nichts andres als ein Kampf ums Glück, die Sehnsucht danach bildet den Untergrund jeder Religion, jeder Staatsform. Der Egoismus ist die Vernichtung des Einzelnen, so viel Glück als möglich an sich zu ziehen. Warum sollte nun nicht der Egoismus des Einzelnen ihn dazu treiben, alle seine Mitmenschen als Brüder zu behandeln, sobald er überzeugt ist, daß das Glück eines jeden im Glück aller beruht? Wenn die Interessen früher so wütend gegeneinander ankämpften, so war es nur, weil die alte Gesellschaftsordnung sie verschiedenartig gestaltete, sie einander gegenüberstellte, und den Krieg zur Notwendigkeit, zum Lebensprinzip der einzelnen Menschengruppen machte. Aber sobald der entgegengesetzte Zustand verwirklicht ist, sobald die neugeordnete Arbeit die Güter gerecht verteilt und die befreiten, wohlthätig wirkenden Leidenschaften die Menschen zur Gemeinsamkeit und Eintracht führen, so ist sofort der Frieden hergestellt, und das Glück aller erblüht aus der allgemeinen brüderlichen Liebe. Warum sollten die Menschen kämpfen, wenn ihre Interessen nicht mehr gegeneinander stehen? Wenn die Menschheit im Laufe der Jahrhunderte die ungeheure Summe von Kraft, Blut und Thränen, die schwere Mühsal zahlloser Generationen, die sie aufgewendet hat, um sich selbst zu zerfleischen, darauf gerichtet hätte, die Welt zu erobern, sich die Naturkräfte zu unterwerfen, so wäre sie seit langem die unbestrittene, herrlich thronende Königin der Wesen und Dinge. An dem Tage, wo sie ihres tollen Bahnhütes inne wurde, wo der Mensch aufhörte, ein reizender Wolf für den Menschen zu sein, wo alle sich im gemeinsamen Wirken für das gemeinsame Glück vereinigten, wo sie auf die Bezwingung der Elemente die Körperanstrengung und die Geisteskräfte verwendeten, die sie früher damit verwendet hatten, sich von Individuum zu Individuum, von Klasse zu Klasse, von Nation zu Nation zu verderben —, an dem Tage hatte die Menschheit den Weg zum Reich des Glückes angetreten. Es ist nicht wahr, daß ein Volk, dessen Bedürfnisse alle befriedigt wären, das nicht mehr den Kampf ums Dasein zu führen brauchte, allmählich die Lebenskraft verlieren und in Schlassucht und Stumpfsinn versinken würde. Die Sehnsucht, das Ideal wird immer grenzenlos bleiben, es wird immer noch Unbekanntes zu erobern geben. Aus jedem erfüllten Wunsch wird immer eine neue Begierde entstehen, und das Streben, ihr zu genügen, wird die Menschen immer wieder befeuern und sie zu Helden der Wissenschaft und Kunst machen.

(Fortsetzung folgt.)

## Gescheitert.

Von Robert Hiller.

Es ist sehr heiß heute. Ich sitze wie an jedem der letzten Abende auf einer Bank im Tiergarten. Es ist fast immer dieselbe. Ich habe mich so an sie gewöhnt; sie ist mir ordentlich lieb geworden. Es kommt mir vor, als ob ich auf ihr ein andrer würde, viel glücklicher, freier, zufriedener, vor allem sorgenloser; in dem Augenblick, wo ich mich setze, da schwinden die schweren und finsternen Gedanken, die mich sonst plagen; ich beginne zu träumen.

Ich fragte mich schon in diesen Tagen ganz ernstlich, ob dies wohl immer so sein würde, ob etwa dieser Bank eine geheimnisvolle Kraft inne wohnte, oder ob dies bloß die Folge meines jetzigen Zustandes sei, der mir neu ist, den ich noch nie Gelegenheit hatte zu beobachten, denn ich hungere zum erstenmal.

Wie das klingt, wenn man so etwas ausspricht! Kann sich ein Mensch mehr anklagen oder sich ein schlechteres Zeugnis ausstellen, als mit diesen Worten? Wer braucht zu hungern heutzutage? Ein Faulenzer, ein bodenlos Leichtfüßiger, ein Augenichts, kurz ein unmoralischer, ein schlechter Mensch; denn wer arbeiten will und Lebensenergie hat —

Hahahahaha! Daß ich noch so viel Kraft habe zum Lachen, das hätte ich nicht gedacht; es ist doch nicht so schlimm mit mir. Diese Betrachtungen will ich aber lieber abbrechen, denn da könnte ich leicht ungerecht werden. Das hebe ich mir auf bis auf später, bis ich auch die Bank unteruchen werde auf ihre geheimnisvollen Kräfte hin, die heute merkwürdigerweise nicht ganz wie sonst funktionieren, bis ich ruhiger und leidenschaftsloser sein werde, bis es mir besser geht. Eigentlich thue ich unrecht, wenn ich sage, ich sei nicht leidenschaftslos, sonderbarerweise bin ich es ganz und gar. Nur in Ruhe lassen muß man mich, nur nicht Vorwürfe machen darf man mir, ich sei schuld an meiner Lage oder dergleichen. Wie mir vorhin die Gedanken kamen, das reizt mich ungeheuer! Im übrigen wundere ich mich aber selbst, ihnen, meine Herrschaften, die sie noch nicht gehungert haben, sagen zu können, daß das Hungern in Wirklichkeit eigentlich gar nicht so schlimm sei, wie man es sich sonst vor vollen Schüsseln vorstellen mag. Vielleicht ist es nicht angebracht, dies heute schon zu sagen, vielleicht denke ich morgen schon anders, denn heute ist erst der vierte Tag, daß ich nichts gegessen, vielleicht ist es auch die Hoffnung, daß dies nur ein vorübergehender Zustand sei, daß es mir eudlich doch besser gehen müsse. Denn das hoffe ich zuversichtlich, daß dies der Fall sein wird; ich meine nicht bloß, daß ich nicht mehr wieder zu hungern brauche, sondern daß sich meine Verhältnisse ganz und gar ändern, und daher kommt es vielleicht, daß ich so gelassen darüber denke. Aber wer hätte sich nicht schon mit den größten Hoffnungen getragen in einem künstlerischen Berufe? Und bei wie wenigen hat sich auch nur der hundredste Teil davon erfüllt! Aber bei mir ist es doch etwas anderes, ich habe doch die Berechtigung, das Höchste zu hoffen, denn ...

Oh ich merke, die Bank fängt an zu wirken, wir fliegen ins glückliche Reich der Lustschlösser! Nur zu! Nur bin ich heute so schwer und vermag nicht zu folgen. Ich erinnere mich eben an einen Bekannten, der Mediziner ist und die häßliche Gewohnheit hat, mit dem Seciermesser dem Ursprung der Gedanken und Stimmungen nachzusehen, um eventuell die glücklichsten Einfälle auf ein gutes Mittagessen zurückzuführen. Der würde nun meine Illusion betreffs der Bank folgendermaßen zerstören: Wenn Du gehst, lieber Freund, fällt dies deinen ausgehungerten Gliedern schwer, da wirst Du verdrücklich, und da kommen Dir die finsternen Gedanken; wenn Du Dich aber nach dieser Anstrengung setzt, da befreist Du dein Gehirn von dieser unangenehmen Empfindung und es treibt aus Freude Schabernack mit Dir. Er würde sich nur ein bißchen gelehrter ausdrücken.

Ob ich ihm wohl sage, wie es mir jetzt geht, ihn um Hilfe bitte? Es ist ja bloß für kurze Zeit und er ist nicht unvernünftig. Was er da für Augen machen würde! Ich kann mir lebhaft sein verlegenes Gesicht vorstellen, die ungeschickten Gesten, die planlosen Bewegungen seiner Hände, von denen sich die rechte in voller Hilflosigkeit in die Hosentasche verlieren würde, um lange nach dem Portemonnaie zu suchen, es unter abgerissenen Sägen wie „sehr gerne, wirklich sehr gerne, bin nur momentan selbst etwas knapp, hatte in der letzten Zeit so viele Auslagen, aber sonst sehr gerne“ usw. herauszuziehen und mir schließlich etwas anzubieten. Und die Stimmung dieser Situation! O nein, das wäre schlimmer als das bißchen Hungern. Das geht ja doch vorüber, so oder so. Das Schlimmste wäre verhungern, aber davon bin ich doch noch sehr weit entfernt; das Häßliche, Widerliche dieser Situation aber würde mit mein Leben lang anhaften, die Erinnerung daran würde mich stets aufs tiefste verstimmen. Und er ist nicht der schlechteste meiner Bekannten. Ich kenne einige, die sich nicht so gut aus der Affaire ziehen würden. Aber ich denke gar nicht daran, sie in eine derartige Verlegenheit zu bringen.

Ob es Leichtsin ist, der mich so denken läßt? Ich sitze hier in der größten Not, aller Mittel bar, seit drei Tagen hungrig und thue eigentlich nichts, diesem Zustand ein Ende zu machen. Aber was sollte ich thun? Soll ich betteln? Das will ich nicht. Und arbeite ich nicht? Arbeitete ich nicht die ganze Zeit hindurch? Kann ich dafür, daß mir meine Arbeit so wenig oder nichts trägt? Daß man sie noch nicht für reich genug hält, um mir auch nur das Notdürftigste einzubringen? „So ist's halt einmal mit der Kunst,

sagen sie, von denen ich mit meinen Leistungen abhängen. Es ist schwer emporzukommen, aber ist man erst einmal oben, dann! — Ja dann! Und ich warte und arbeite weiter. Nur wenn mich manchmal die Verzweiflung packt über so viel Mißglücktes, über so viele unnütz verbrauchte Zeit, über so viel zerschmetterte Hoffnungen, da nehme ich mir vor, einem Beruf den Rücken zu kehren, in dem ich etwas zu leisten nicht im Stande zu sein scheine. Aber reuig komme ich von meinem Vorhaben ab. Ich sollte das aufgeben, auf das ich die besten Jahre meines Lebens verwendet, mit dem ich aufs innigste verwachsen bin, in dem ich trotz aller Enttäuschungen etwas erreichen werde, erreichen muß? Wie vielen, die nicht an meine Begabung heranreichen, ist es gegliückt? Warum sollte es mir nicht glücken? Ich mußte mir alles in der Welt schwer erringen, ich bin eben kein Sonntagkind, aber schließlich wird doch noch alles gut; ich weiß es.

Es ist dunkel geworden; ich werde mich auf den Heimweg machen. Ich habe ja noch eine Wohnung, ich bin doch noch nicht so übel dran wie viele andre. Wenn ich auch schon einige Zeit die Miete nicht bezahlen konnte, blieben die Leute, so arm sie sind, doch zuvorkommend und freundlich. Sie vertrauen mir, aber es ist mir doch nicht angenehm, ihnen zu begegnen. Hoffentlich schlafen sie schon. —

Ich hätte nicht geglaubt, daß ich so gut schlafen würde. Die vorige Nacht hatte ich kaum zwei Stunden die Augen geschlossen. Aber die Erfrischung, die ich heute morgen von diesem Schlaf für mein Arbeiten erhoffte, blieb aus — ich war nach einer Stunde der Anstrengung nicht mehr im Stande, länger auszuhalten, so brumpte mir der Hinterkopf und schmerzten meine Augen. So sah ich denn schon seit 11 Uhr vormittags auf meiner Bank, den langen Tag vor mir. Auch der Weg hierher ist mir schwer geworden: ich ging wie ein Betrübener. Das macht mich unruhig, ich fühle, daß etwas geschehen muß, sonst bin ich überhaupt unfähig, mich aus eigener Kraft aus diesem Zustand herauszureißen.

Aber was soll geschehen? Hab ich nicht bereits alles getan, bin ich nicht tagelang herumgerannt und gerade mit meinen letzten Sachen überall abgewiesen worden? Und meine neueste Arbeit ist noch nicht vollendet! Soll ich körperlich arbeiten? Dazu bin ich jetzt zu schwach, das hätte ich früher müssen. Und wo sollte ich das? Würde man mich nicht auslachen, wenn ich mit meinem guten schwarzen Anzug, dem einzigen, den ich habe, den gelben Stiefeln und meiner der körperlichen Anstrengung ungewohnten, schwachen Gestalt mich zur Arbeit melden würde? Es werde, wie es wolle. Ich habe alles getan, um nicht so weit herunterzukommen. Nun bin ich aber ins Unglück gekommen, nicht durch mein Verschulden.

Der prächtvolle Tag heute! Es liegt etwas ungemein Weiches in der Luft; das Grün der Blätter erscheint mir viel sanfter und lieblicher, ich verführe meine Blicke in die dichten Baumkronen und atme tief die würzige Luft ein. Ich habe selten die Natur mit einer solchen andachtsvollen Lust genossen. Ja, es ist schön, zu leben und ich bin glücklich, daß ich lebe. Von Hunger keine Spur: ein leiser Druck oder Schmerz in der Magenregion und ein anhaltendes Durstgefühl. Auch der Kopfschmerz hat ziemlich nachgelassen. Eine wehmütig wohlige Stimmung hat sich meiner bemächtigt, die mir vielleicht meine Umgebung ebenso erscheinen läßt, oder die umgekehrt die Wirkung dieses wunderbaren, weichen Naturzaubers ist. Es sind jetzt noch wenig Menschen im Tiergarten, meist Kinder und Mädchen mit Kindern. Zwei Knaben fragten mich, wie spät es sei. Ich hörte kurz vorher die Uhr eins schlagen und sagte es ihnen. Dabei erschrak ich über die völlige Klanglosigkeit meiner Stimme. Ich mußte zweimal aufsetzen, um mich verständlich zu machen. Ich versuchte auch meine Arme, die von der einseitigen Haltung steif geworden, in die Höhe zu strecken, aber es ging nur mit der größten Anstrengung. Es ist doch etwas Entsetzliches, den Körper so verfallen zu sehen. Mit der geistigen Frische allein ist es doch nicht gethan, und bei vollem Verstand nach und nach die Fähigkeit zu verlieren, seine Gliedmaßen zu gebrauchen, das ist furchtbar. Ich fühle, das Stillschleichen mit diesen Gedanken wäre im Stande, mich verrückt zu machen. Ein Angstgefühl packt mich und ich habe das Bedürfnis, um Hilfe zu rufen. —

Aber das wäre ja lächerlich; warum auch?

Wer thut mir was? Ist es nicht heller Tag und bin ich nicht mitten unter Menschen? Und sollte ich hier vor ihren Augen wirklich verkommen? Wäre das möglich? Fröhlich gehen sie an mir vorüber, als sei ich in eben der vergnügten Stimmung wie sie, und der junge Mann, der zu seiner laut auflachenden Begleiterin soeben eine Bemerkung über mein „dueliges“ Gesicht machte, ahnt nicht, welche Brutalität er in diesem Moment begangen.

Und diese Menschen soll ich um Hilfe anrufen, deren Mitgefühl für andre so weit reicht, als es ihrem Dünkel sämeichelt oder ihre Laune nicht stört! Diese Menschen, die sich wahrscheinlich höchlichst darüber entrüsten würden, daß ein so verkommenes Individuum, das es bis zum Hungern gebracht hat, einen Ort aufsucht, der zu ihrem Vergnügen da ist; der gehört ins Arbeits- oder Armenhaus und nicht unter ansändige Leute.

Nun, das war übertrieben. Ich konstatiere, daß zu den Symptomen des Hungerns ein auftretender Pessimismus gehört. Das heißt, man muß da die verschiedenen Kategorien des Hungerns berücksichtigen. Denn es wird wohl ein großer Unterschied sein zwischen dem zwangweisen Hungern und dem künstlerischen Hungern; ich meine, dem Hungern als Kunst betrieben, oder z. B. dem beabsichtigten Hungern, um durch dessen Drohung irgend etwas zu

erlangen: die sogenannten Hungerrevolten, wie sie in russischen Gesangsliedern nicht selten sind. Diese Arten freiwilligen Hungerns haben bestimmte Zwecke und machen es dadurch erträglich, vielleicht sogar zu einer Tugend oder großen That, aber hungern müssen — aus Mangel!

O Mutter, als ich vor sieben Jahren mit den kühnsten Hoffnungen und voll ernstem Streben von Hause weggezogen, um zu werden, was ich mir und Ihr Euch alle von mir versprochen, hättest Du damals geahnt, was Deinem Kinde an Enttäuschungen und Entbehrungen bevorsteht, Du lebstest heute nicht mehr, wie der Vater. Dein weiches Herz hätte das nicht ertragen und helfen hättest Du mir nicht gekonnt. Nun, Du weißt eben nichts von alledem und sollst es auch nie erfahren; Du hoffst noch immer; und ich sitze hier, unfähig etwas zu thun, und draußen harren sie, die so viel von mir erwarten, die so an mir hängen, die alles für mich gethan; und ich soll hier elend verkommen, verhungern, ihnen für immer ihr Leben vergiften mit diesem Schlag, der sie auf das fürchterlichste treffen wird. Nein, nein, das darf nicht sein, es muß etwas geschehen. —

Wie sonderbar! Es ist vielleicht eine Stunde vergangen, seitdem ich den Bleistift weggelegt. Ich sitze immer noch hier auf derselben Bank und in demselben Zustande wie vorher und doch ist mir ein großes Glück widerfahren oder, was dasselbe ist, es ist ein großes Unglück von mir gewendet worden. Ich weiß nicht, welchem Zufall oder welcher plötzlichen intensiven Ideenverbindung ich es zu danken habe, daß ich nicht das bin, was ich vor einer Stunde um ein Haar geworden wäre: ein Zuchthausandidat. Als sich mir vorher die Gedanken verwirrend im Kopf herumwälzten, und ich voll Verzweiflung mir sagen mußte, daß es ein paar elende Geldstücke seien, die mich vom Hungertode retten und meine Angehörigen dadurch vor einem furchtbaren Schicksalsschlag bewahrt bleiben könnten, ein paar elende Geldstücke, wie sie wohl die Dame da an der Seite des Offiziers in ihrer Geldtasche hatte, die sie in der Hand trug, die sie vielleicht heute noch veräußerte und die eine ganze Familie, meine Familie, vor dem Untergang retten könnten, die ich wahrscheinlich tausendmal mehr verdiente, als sie und ihr Begleiter, die mir beide so unsympathisch und abstoßend vorlamen, da packte mich eine entsetzliche Wut, ich richtete mich auf, um ihr die Börse zu entreißen. Ich wiederhole, ich weiß nicht, was mich zurückhielt, Straßenräuber zu werden. Ich bezweifle, daß es mein Ehrgefühl gewesen ist.

Dieser Zwischenfall hat sehr heilsame Folgen für mich, er läßt mich einen neuen Plan und mit diesem neuen Lebensmut fassen. Ich sehe ein, daß ich mit dem, wie ich mich jetzt zu meiner Lage stelle, nichts andere oder bessere. Meine körperlichen Kräfte und meine geistige Schaffenskraft nehmen zusehends ab. Morgen ist es wahrscheinlich schlimmer als heute, ich werde noch weniger oder garnichts arbeiten können. Die Hilfe fremder Menschen will ich unter keinen Bedingungen in Anspruch nehmen und dadurch, daß ich täglich im Tiergarten als philosophierender Hungerer oder hungernder Philosoph sitze, wird es nicht besser. Ich muß die Sache anders und energischer anpacken. Ich fühle, wie mir der neue Plan neuen Mut giebt, meine Kräfte scheinen zuzunehmen. Ich wage das Beste. Warum ist es mir auch nicht früher eingefallen? Ich hatte mir früher immer von meinen Wirtskleuten zum Frühstück einen halben Liter Milch und zwei kleine weiße Brote besorgen lassen, die ich stets am Ende des Monats bezahlte. Vor mehreren Wochen hatte ich mit dieser Gepflogenheit gebrochen, aber jetzt kann ich sie ja wieder aufnehmen. Das ist unauffällig, und die Leute werden gewiß auch keinen Anstoß daran nehmen, daß ich ihnen seit einigen Tagen die Miete, die sie sonst immer belamen, schuldig bin. Mein ganzer Körper zittert vor Aufregung bei dem Gedanken und mein trodener Gaumen und meine heiße Zunge werden feucht. Ich schließe die Augen und ziehe mit offenem Munde Luft ein, als wäre es die kostbare Flüssigkeit. Ich bin nicht im Stande, noch länger sitzen zu bleiben, ich muß nach Hause, um den ersten Schritt zu thun zu meinem neuen Plan. Ja, das kann mich retten. Es ist nicht viel, aber ich gewinne Zeit, und wenn ich auch höchst ungenügend damit ernährt bin, so bin ich doch vor dem Hungertode geschützt und kann auch meine Arbeit weiterführen. Und in einer Woche vielleicht hab' ich sie vollendet und dann ist alles gut. O welches Glück, daß ich auf den Gedanken kam! Ja! es wird gehen, nur Mut, nur Mut! —

(Schluß folgt.)

## Kleines Feuilleton.

ce. Ueber den Menschenaffen von Java macht Professor Ernst Haeckel in der September-Nummer der „Deutschen Rundschau“ verschiedene Mitteilungen, denen wir folgendes entnehmen: Das interessante Exemplar eines Menschenaffen war ein junger Gibbon, den Haeckel in Buitenzorg auf Java mehrere Monate hindurch lebend in seiner Wohnung beobachten konnte. „Ich erhielt denselben von dem Sohn meines verstorbenen Freundes Wilhelm Preyer als Geschenk“, schreibt der berühmte Gelehrte. „Die Art der Gattung Gibbon, zu der mein kleiner Freund und Primaten-Vetter gehörte, findet sich ausschließlich auf Java und führt den wissenschaftlichen Namen *Hylobates leuciscus*.“ In der Naturgeschichte wird er als „Moloch“ oder „aschgrauer Gibbon“ aufgeführt. Die Eingeborenen nennen ihn „Da“ nach den charakteristischen Lauten, die er gewöhnlich mehrmals hintereinander ausstößt. Das kleine Tier ist in aufrechter Stellung

kaum 1 Meter hoch und hat im ganzen die Statur eines zarten sechsjährigen Kindes, jedoch ist der Kopf im Verhältnis viel kleiner, die Taille schlanker, die Beine sind kürzer, die Arme viel länger. Die Gesichtsbildung des Da ist viel menschenähnlicher als die des Orang. Mich erinnerte seine Physiognomie an einen bankrotten, von schweren Sorgen geplagten Bankdirektor, der mit gerunzelter Stirn über die Folgen des großen Krachs nachdenkt. Sehr auffallend war das Mißtrauen, daß unser Da gegenüber allen weißen Europäern behielt; sowohl Prof. Treub als mich betrachtete er stets mit Argwohn, dagegen schloß er bald intime Freundschaft mit den braunen Malaien unfres Hauses und besonders mit den kleinen Kindern. Ganz besonders liebte er einen kleinen häßlichen sechs-jährigen Jungen, den wir wegen seines dicken Kopfes und seines breiten Mundes scherzweise Frosch oder Mania nannten. Die beiden Freunde konnten stundenlang zusammen auf dem Rasen sitzen und sich eng umfaßt halten. Da schlug seinen langen Arm um den Hals des Mania, während dieser den Leib des Affen umarmte. Auf der Erde ging Da stets aufrecht auf den Hinterbeinen, während die Arme, seitlich horizontal ausgestreckt, als Balanciergewicht benutzt wurden. Niemals berührte er bei seinem behenden Lauf den Boden mit den Händen, wie der Orang und der Schimpanse, niemals kroch er auf allen Vieren. Mit besonderem Behagen streckte sich Da, wenn er sich müde geturnt hatte, auf dem Rasen aus und ließ sich die Tropen Sonne auf den Leib scheinen. Dabei legte er gewöhnlich einen Arm unter den Kopf und nahm genau dieselbe Lage an, wie ein müder Wanderer, der sich unter dem Schatten des Baumes auf den Rücken legt. In großen Zorn geriet er, wenn ich ihm besondere Lederbissen hinstellte, ohne daß er sie ergreifen konnte; er schrie dann wie ein unartiges Kind so lange, bis ich ihm das Gewünschte gab. Die Laute, die er in solchen Affekten des Zornes und Aergers von sich gab, bestanden in einem gellenden oft wiederholten „Guh — Guh — Guh“; sie waren ganz verschieden von dem gewöhnlichen „Da — Da — Da“, das er in verschiedener Betonung zum Ausdruck verschiedener Gemütsbewegungen verwendete. Einen dritten Laut, einen gellenden Schrei, stieß er aus, wenn er plötzlich in Schrecken versetzt wurde, so einmal als ich Miene machte, ihn in einen Bach zu werfen. Die Sprache der Menschenaffen ist zwar nicht reich an verschiedenen Lauten, diese werden aber so ausdrucks-voll moduliert, so verschieden in Bezug auf Tonhöhe, Stärke und Fall der Silbenwiederholungen angewendet, dazu noch durch mannig-faltige Gesten, Handbewegungen und Mienenspiel so sinnfällig erläutert, daß der länger mit ihnen vertraute Beobachter daraus ganz bestimmte Schlüsse auf Wünsche und Empfindungen ziehen kann. So gebrauchte mein sanfter Hausgenosse seinen gewöhnlichen Laut „Da“ so verschieden, daß ich eine ganze Anzahl verschiedener Vorstellungen und Gemütsstimmungen daraus erraten konnte. Wenn er sich besonders wohl fühlte, klang das erste Da fast wie das behagliche Schnurren einer Katze; wenn er zum Vergnügen turnte, hatte das helle Da einen jauchzenden Klang; wenn er nach Futter verlangte, klang es fordernd; wenn er fremde Besucher sah, miß-trauisch fragend. Ja, er hielt sogar in stillen Stunden, auf seiner Kiste sitzend, mit leiser Stimme Selbstgespräche, indem er von Zeit zu Zeit bald nur einmal, bald langsam zwei- oder dreimal hinter einander ein leuchtendes Da ertönen ließ. Außer Milch und Kakao trant er auch gern süßen Wein und war dann ebenso angeheitert, wie es seit Noahs Beispiel bei uns Menschenkindern der Fall ist. Wecher und Tassen umfaßte er geschickt mit beiden Händen und trant daraus wie ein Kind. Pfingst und Orangen schälte er genau so, wie wir es gewohnt sind; während er die Frucht mit der linken Hand festhielt, entfernte er mit der rechten geschickt die Schale und biß ein Stück nach dem andern ab. —

**Völkertunde.**

— Die Ceremonie des Feuerganges ist ein poly-nesisches Magierstückchen, das auch von Europäern vielfach als ein Mirakel angestaunt worden ist. Der amerikanische Psychiker S. P. Langley hat nun in einer Zuschrift an die „Nature“ die wahre Beschaffenheit dieses Kunststücks aufgedeckt. Die „Voss. Ztg.“ berichtet hierüber: Bei einem Besuche auf Tahiti hörte Langley, daß ein Priester, Papa-Ita, dort im Jahre 1897 den Feuergang ausgeführt habe. Zu dem Zwecke sei eine Grube gegraben worden, in der man Steine bis zur Not-glut erhitzt habe. Dann sei Papa-Ita mit nackten Füßen darüber hingegangen, und auch andre, sowohl Eingeborene wie Europäer, hätten ohne Schaden seinem Beispiel folgen können, wenn sie nur genau nach seinen Weisungen handelten; wenn sich aber zum Beispiel jemand umgesehen hätte, ehe er am andern Ende angekommen wäre, so würde er sich sofort verbrannt haben. Das glaubten nicht nur Eingeborene, sondern auch Europäer, die die Ceremonie mit angesehen hatten. Am 17. Juli dieses Jahres hat nun Papa-Ita in Gegenwart Langleys den Feuergang von neuem ausgeführt. Langley nennt diesen Mann den schönsten Eingeborenen, den er gesehen habe; er ist groß und schlank, hat ein würdevolles Benehmen und ungewöhnlich intelligente Gesichtszüge. Für die Ceremonie wurde ein Graben von 21 Fuß Länge, 9 Fuß Breite und 2 Fuß Tiefe gegraben. Darin wurde ein starkes Holzfeuer angezündet, und darüber eine große Zahl je 40—80 Pfund schwerer Steine aufgeschichtet. Nach vier Stunden begann die Ceremonie unter großer Erregung der Zuschauer. Wie

Langley feststellte, waren die unteren Steinschichten rotglühend, die oberen aber nicht, wenn sie auch heiß sein mußten und die Flammen des unten brennenden Holzes zuweilen zwischen ihnen emporlecken. Nach einigem Hokusfokus, mit dem der festlich geschmückte Papa-Ita das Feuer zu beschwören schien, betrat er den Steinhaufen und ging mit stetigem, wenn auch hastigem Schritte, mitten über ihn hinweg. Zwei ähnlich gekleidete Jünger folgten ihm, hielten sich aber zwischen dem Rande und der sehr heißen Mitte. Dann kehrte Papa-Ita um und ging den Weg zurück, diesmal mit entschiedener Zuversicht; einige neue Jünger folgten ihm, aber die meisten traten nicht genau in seine Fußstapfen, sondern suchten sich etwas kühlere Stellen aus. Noch drei- oder viermal wiederholte Papa-Ita den Gang mit immer größerem Gefolge, und schließlich gingen auch viele der anwesenden Europäer über die Steine, ohne sich an des Priesters Weisungen zu kehren. Doch wagte keiner von ihnen den Gang ohne Schuhe zu machen, während die Eingeborenen meist barfuß waren. Man muß dabei berücksichtigen, daß ein Eingeborenenfuß ganz andre Temperaturen aushalten kann, als der Fuß eines Weißen. Der Schiffingenieur Richardson, der mit Langley der Ceremonie zusah, teilte diesem mit, daß er Eingeborene mit bloßen Füßen auf der Verschaltung von Röhren, die Dampf von etwa 150 Grad Celsius leiteten, völlig unbefangen habe stehen sehen, während kein Europäerfuß es auch nur kurze Zeit darauf ausgehalten hätte. Die Schuhsohlen derjenigen, die über die Steine gegangen waren, zeigten sich nicht im geringsten ver-brannt, ein Beweis, daß deren Hitze nicht so groß sein konnte, wie die Leute glaubten. Immerhin berechnete Langley für einen der heißesten Steine, den er in ein Gefäß mit Wasser warf, eine mittlere Temperatur von etwa 650 Grad Celsius. Aber an der Oberfläche dieses Steins muß die Wärme bedeutend geringer gewesen sein. Die Steine bestanden aus einem porösen Basalt, der, wie sich bei späteren Versuchen herausstellte, eine so geringe Leitungs-fähigkeit für Wärme besaß, daß man ein kleines Stückchen ruhig an dem einen Ende in der Hand halten konnte, während man das andre in die Flamme eines Gebläses hielt. Auch wußte der bei der Ceremonie gleichfalls gegenwärtige Konsul der Vereinigten Staaten, Mr. Ancorran, dem Professor Langley zu berichten, daß Papa-Ita auf einer benachbarten Insel, wo man Steine von marmorartiger Beschaffenheit verwandte, einen Mißerfolg gehabt habe. Dr. Ducortan stellte sich selbst auf die heißeste Stelle des Basaltsteinhaufens und vermochte es dort 8—10 Sekunden auszuhalten, bevor die durch die dünnen Sohlen seiner Stiefel dringende Wärme ungemächlich wurde. Nach allem ist der Feuergang ein schönes und interessantes Stück wilder Zauberkunst, aber durchaus kein Wunder. —

**Sumoristisches.**

— Gute Aufnahme. „Na, Herr Müller, hält Ihre Frau noch immer solche fürchterliche Gardinenpredigten, wenn Sie nach Hause kommen?“  
 „Ne, jetzt — macht sie nur noch Momentaufnahmen von mir!“  
 — Praktischer Kursus. Junge Dame: „Nun, Herr Doktor, sieht man Sie auch auf dem Ball?“  
 Junger Arzt: „Ja, gnädiges Fräulein, möchte anatomische Kenntnisse auffrischen.“ —  
 („Lust. Bl.“)

**Notizen.**

— Ludwig Anzengruber's Roman „Der Sternsteinhof“ ist von Karl Pauli für die Bühne bearbeitet worden.  
 — Die nächste Novität des Lesing-Theaters wird Max Halbes Drama „Haus Rosenhagen“ sein; das Stück wird am 21. September zum erstmalig in Scene gehen.  
 — Bolzogens „Leberbrett“ wird voraussichtlich am 15. Oktober in seinem neuen Heim, Köpnickstraße, eröffnet werden.  
 — Ein neues Theater, das das moderne und klassische Lustspiel pflegen soll, wird im Hansa-Quartier geplant. Das Gebäude, das im norwegischen Stil gehalten sein soll, ist für 1600 bis 1700 Personen berechnet. Die künstlerische Leitung soll einem hiesigen Hofchauspieler übertragen werden, während sich eine Anzahl von Künstlern nach Art der Gründung des Hamburger Schauspielhauses und der Comédie Française als Aktionäre an dem Unternehmen beteiligen will.  
 — Bei Breitkopf u. Härtel erscheint demnächst eine neuebierte, vollständige Textausgabe von „Lohengrin“ und „Tristan und Isolde“ zu billigen Preisen.  
 — Felix Weingartner hat seine Operntrilogie „Dreistes“ beendet; die erste Aufführung des Musikdramas wird am Stadt-Theater in Leipzig erfolgen.  
 — Der Verein Berliner Künstler will die Ausstellungs-räume im Künstlerhaus fortan an Organisationen, Künstlergruppen usw. verpachten. Diese werden dort von Monat zu Monat ihre eignen Ausstellungen einrichten und anordnen. Seine Weihnachtsausstellungen und sonstige gelegentliche Ausstellungen wird der Verein aber beibehalten.  
 — Die Pariser Akademie der Wissenschaften wird im Jahre 1903 zum erstenmale den 100 000 Fr. betragenden Daniel Orlis-Preis zur Verteilung bringen. Der Orlis-Preis wird alle drei Jahre für die bedeutendste Entdeckung oder die hervorragendste Geistesarbeit verliehen. —